

Ungewöhnliche Homosexuelle: Schwulsein ohne die community

Biechele, Ulrich

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Biechele, U. (1997). Ungewöhnliche Homosexuelle: Schwulsein ohne die community. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 21(3/4), 135-150. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19738>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ungewöhnliche Homosexuelle

Schwulsein ohne die community

»Forget the games, you know, gets you nowhere. Waste of time when you could be fucking« (Connell et al., 1993, S. 126).

Auch wenn es nach einem Blick in die Zeitgeistmagazine und einem anderen Blick in die schwule Presse so aussehen mag – nicht alle Schwulen sind chic und reich, nicht alle sind Akademiker oder Kaufleute und nicht alle leben in den Metropolen Berlin, Köln, Hamburg, München und Frankfurt. Wenn es auch, zumal nach der Lektüre der »Jagdszenen in Niederbayern« (Sperr, 1971), nicht besonders attraktiv erscheint – man kann auch schwul sein und in der ostbayerischen Provinz leben. Andreas zum Beispiel wohnt dort zusammen mit seinem Freund und dessen Schwester in einer Kleinstadt¹. Er ist 28 Jahre alt, wuchs auf einem Bauernhof auf und machte nach dem Hauptschulabschluß eine kaufmännische Ausbildung. Um schwul leben zu können, verließ er seinen Heimatort und wechselte den Beruf. Heute arbeitet er als Angestellter in einem Gartenbaubetrieb. Andreas bezeichnet sich selbst als schwul, das sei der allgemeine Sprachgebrauch und deshalb auch am besten. Lassen wir aber jetzt Andreas selbst erzählen über seinen Lebensweg, über die Art, wie er mit Diskriminierung umgeht, und über sein Verhältnis zur gay community. Die Originaldiktation wurde nicht camoufliert, sondern möglichst getreu wiedergegeben – auch um spüren zu lassen, daß es nicht zuletzt die Sprache ist, die Lebenswelten definiert.

» ... von der Erziehung her ist man ja so erzogen ... daß man eben die Frauen zu interessieren hat ... Auf dem Land ist es natürlich noch schlimmer, man hat natürlich überhaupt keine Bezugspunkte mehr. Man kennt ja am Anfang überhaupt keinen, der in der Szene drin ist und so, und selber gesteht man sich das einfach nie ein, daß man so ist. Und das hat lang gedauert bei mir.«

Seit seiner Pubertät wußte Andreas, daß er homosexuelle Wünsche hatte. Erst die Einberufung zur Bundeswehr verschaffte ihm den inneren Freiraum, diesen Wünschen nachzugehen und etwa alle zwei Monate als scheuer Beobachter den Park am Dienstort aufzusuchen. Zum ersten sexuellen Kontakt kam es dann wiederum ein Jahr später am Münchener Hauptbahnhof. Mit mittlerweile zwanzig Jahren intensivierte Andreas sein Sexualeben im Park der nächstgrößeren Stadt, trennte dieses aber ganz strikt vom Alltagsleben mit Eltern und Clique. Die Geheimhaltung dieses Doppellebens hatte ihren Preis.

» ... und das hat mich dann auch so belastet, daß ich gesagt hab, also auf Freundschaft verzicht ich jetzt lieber, jetzt such ich lieber bloß den schnellen sexuellen Kontakttrotz. Gut, dann bin ich wieder ... ist das wieder abgeschlossen und so ungefähr, dann bin ich wieder befriedigt, und ich brauch zu Hause nicht Rechenschaft ablegen.«

Mit der Zeit lernte er dann dort aber doch seinen ersten Freund kennen.

» ... der stammt auch aus dem Land, eigentlich auch genauso wie ich – ich stamm ja aus einem Bauernhof ... war mir sympathisch und so. Das war dann eigentlich mein erster fester Freund ... Da bin ich dann bißl aus meiner Clique rausgewachsen ... Ja, und der hat dann wieder einen gekannt, einen älteren Herrn, bei dem haben wir übernachten können ... Ja und zu dem Mann, das war auch gut, da hat man wieder reden können und so, und den hab ich ... ab und zu besucht ... und der hat mir dann wieder ... von der dortigen Clique erzählt ... »

Stück für Stück, und nie ohne die Begleitung eines vertrauten Menschen, wuchs Andreas aus dem heterosexuellen Freundeskreis heraus und in eine Subkultur hinein, die aus dem einzigen schwulen Lokal in der Gegend und unverbindlichen sexuellen Beziehungen bestand. Sein Doppelleben indes setzte er bis zum 25. Lebensjahr fort.

»Das ist eine enorme Belastung. Ja, das war ja das Schlimmste damals. Und dann hab ich eigentlich ... den Frank kennengelernt in Y am Bahnhof ... »

Mit der Macht der Liebe gelang Andreas sein Coming-out. Jetzt, da er einen richtigen Partner hatte, konnte er auch richtig schwul sein. Das bedeutete, die eine Seite des Doppellebens abzuspalten und sich

räumlich von ihr zu distanzieren. Andreas verließ seinen Heimatort und zog zu Frank. Das Vakuum, das die alte Hälfte hinterließ, konnte er mit schwulem Leben füllen: die neue Familie, die aus Partner und Schwägerin besteht, und eine schwule Clique. Die Beziehung ist monogam. Manchmal geht Andreas mit Frank durch den Park, um mit den Besuchern zu plaudern. Manchmal sehnt er sich auch nach dem Knistern von früher.

» ... kommt dann irgendwie der Traumtyp so ungefähr ... und das ist jetzt natürlich weg. Der Freund ist da, und ich hab den Frank gern und das will ich auch nicht, daß ich da irgendwie in Park geh oder was ... bloß daß ich meine knisternde Stimmung wieder her bring ... »

Am Arbeitsplatz achtet Andreas streng darauf, daß niemand erfährt, daß er schwul ist, weil er massive Nachteile befürchtet. Schwul zu sein hat für ihn immer bedeutet, sich tarnen zu müssen.

» Am Anfang war es doch irgendwie die Angst so, so ungefähr: mein Gott, wenn das rauskommt ... wenn das ... (den Weg) in dein Dorf drunten macht, du bist dann so und so. Und dann hast doch irgendwie Angst. Und das war am Anfang auch so, mit Telefonnummer und so, und ich hab am Anfang, wie ich in die Szene reingekommen bin, auch meinen richtigen Namen nicht gesagt. Wenn jetzt einer sagt, wie heißt du, dann hab ich irgendeinen Namen erfunden eigentlich, weil ich Angst gehabt hab, er könnte dann das irgendwie rauskriegen, daß ich von da und von da bin, und daß der dann eben im Zorn oder wie auch immer, daß er bei mei ... daß er bei meiner Mutter anruft und sagt: 'Du, weißt du eigentlich, daß dein Sohn schwul ist?' Drum hab ich auch ungern oder fast nie eine Telefonnummer hergegeben ... »

Vor seinem Coming-out hatte Andreas das Gefühl, sich mehr vor den Schwulen schützen zu müssen als vor der feindlichen Umwelt, die diese stigmatisiert. Er gab sich ein Pseudonym. Viele Jahre lebt er unter großen Spannungen in beiden Welten, mußte in beiden vorsichtig sein.

» ... wenn ich am Sonntagnachmittag durchs Dorf durchgefahren bin und weil ich meinen Freund treffen wollte, und hab dann einen Bekannten gesehen, und dann 'ja wo fährst du denn hin?' und so ungefähr. Und kann natürlich, die haben es natürlich auch nicht von mir gewußt und dann hab ich natürlich sagen müssen, ich fahr zu meiner Oma oder zu meiner Tante oder irgendetwas ... »

Dieses extrem rigide Informationsmanagement war daran gebunden, sich nicht zu verlieben und keine ernste Beziehung einzugehen – den »sexuellen Kontakttröst« konnte er schnell und heimlich abwickeln, eine Beziehung hätte mehr Zeit und früher oder später auch Erklärungen bedurft. Die Entscheidung für den sexuellen Anteil des Schwulseins und gegen den sozialen mußte Andreas allerdings mit der manchmal fast überwertigen Angst bezahlen, daß die Sexualpartner versuchen könnten, in sein soziales Leben einzugreifen – bis hin zu anonymen Anrufen bei seiner Mutter. Dieses Arrangement hatte solange Bestand, wie er sich vor einer Liebesbeziehung abschirmen konnte.

» ... und dann hat es dann gefunkt. Und dann war das eigentlich der Zeitpunkt, wo der Frank eigentlich mich dazu gebracht hat, daß ich das zum Beispiel zuhause meiner Mutter erzählt hätte, habe, daß ich eigentlich irgendwie mit dem besser fertig geworden bin. Daß ich eigentlich mir eingestehen können hab, daß ich schwul bin und so. Und hat natürlich auch viel dazu beigetragen, daß zum Beispiel der Frank und die Roswitha, seine Schwester, daß die das auch voll akzeptiert und alles versteht ... ich hab mich da richtig wie zuhause gefühlt und so. Und dann ist das so schön langsam gekommen da, daß warum soll ich es nicht meiner Mutter sagen und warum soll ich mich so verstecken, warum soll ich nicht ein Leben führen wie jeder andere auch, und warum soll ich mich in einem Doppelleben fühlen ... »

Die Mutter – der Vater war bereits vor längerer Zeit verstorben – nahm seine Mitteilung ungerührt zur Kenntnis, bemerkte lediglich, das hätte sie sich nicht gedacht. Andreas versuchte daraufhin wiederholt, sie in sein jetziges Leben einzubeziehen, bekam aber immer Desinteresse als Reaktion. Die Veröffentlichung, vor der er soviel Angst gehabt hatte, hat ihm allenfalls gezeigt, daß er vorher keine menschliche Beziehung zu seiner Mutter hatte und auch dadurch keine entstand. Mit seinen Schwestern sprach Andreas nicht. Sein altes Leben in der Herkunftsfamilie war damit praktisch beendet und er trat in seine neue Familie ein. In dieser neuen elternlosen Familie erfährt er Bestätigung und kann Schritt für Schritt ein schwules Selbstbild annehmen. Dadurch hat die Bedeutung von Feindbildern und Stereotypen für sein Bild vom 'Schwulen' nachgelassen. Früher mußte er aus diffuser Angst vor Denunziation Pseudonyme verteilen, mußte Tunten abwerten, weil sie so offensichtlich schwul sind und er auf keinen Fall

mit solchen Menschen in Verbindung gebracht werden wollte. Heute, mit eigenen schwulen Erfahrungen, hat er weniger Berührungsängste.

» ... man macht halt da ein bißl Spaß drüber, so ungefähr ... schau's an, die Tunten, wie sie da rein kommt, dann macht man selbst ein bißl nach, und dann – oder man ertappt sich ja da, daß man sich da einmal so hinsetzt so ungefähr, aber das wird einfach mit der Zeit. Mit der Zeit färbt das irgendwie ab dann ... (lacht; I: Und das macht dir auch Spaß ganz offensichtlich?) Ja freilich mach ich das, das ist ein Mordsgaudi (Spaß). Ja, es gehört einfach dazu, das ist es ja. Es soll ja nicht irgendwie so eine Linie geben, so hat der Schwule auszusehen und so der andere und so, das ist die strikte Linie und damit basta oder was. Es soll ein bißl bunt, bissel was Buntes drin sein, es ist sogar manchmal, oder eigentlich bin ich ja stolz darauf, daß ich schwul bin ... weil das ist irgendwie aufregender, das Leben, find ich ... Wo ich nichts zu tun haben möchte? Ja, mit Ledertypen zum Beispiel ... also die sind für mich nicht interessant, oder mit dem möcht ich auch nix zu tun haben.«

Es ist jetzt nicht mehr die ganze Szene, von der sich Andreas abgrenzt, sondern nur noch ein Teil von ihr. Andreas nennt keinen Grund für seine Distanzierung von den »Ledertypen«. Wir dürfen vermuten, daß über dieses Symbol der sexuelle Teil seines Schwulseins auf sich aufmerksam machen möchte – der Teil, den Andreas zugunsten des homozielen Teils domestiziert hat. In diesem Lebensentwurf nimmt die schwule Clique eine zentrale Rolle ein.

»Ich bin eigentlich recht zufrieden, so wie ich es mir vorgestellt hab und so. Und wir unternehmen also in unserem Bekanntenkreis immer was ... unter der Woche gehen wir, unter der Woche einmal weg, auf ein Bier, oder wir gehen ins Z (Lokal) runter, oder gehen wir ins Kino oder zum Baden – aber eigentlich lauter, fast lauter schwule Männer ... »

Auch mit der Struktur der Clique wiederholt Andreas die Strukturen, die er bereits kannte. Diese Möglichkeit, quasi in ein vertrautes System mit neuen – attraktiveren – Inhalten umzusteigen, hat ihm den Einstieg ins schwule Leben wesentlich erleichtert. Erleichtert wurde der Einstieg auch dadurch, daß man diesen neuen Lebensstrukturen vordergründig das Schwule gar nicht ansieht. Oberflächliche Nachbarn können ihn für den Partner seiner Schwägerin halten, und auch in den Lokalen, die die Clique zusammen besucht, halten Andreas und seine Freunde sich mit Demonstrationen ihres Schwulseins zu-

rück. Falls sie zusammen in die nächstgelegene Schwulendisco fahren, dann um zu tanzen und um Zärtlichkeiten mit dem Partner auszutauschen. Die Vorstellung, alleine dorthin zu fahren, um jemanden aufzureißen, ist für Andreas ziemlich abwegig, zumal einfach jeder jeden kennt. Auch sexuelle Kontaktstätten sucht Andreas nicht mehr auf, seitdem er mit seinem Partner Frank liiert ist. Die beiden gehen höchstens mal zum Plaudern in den Park, neutralisieren damit diesen eventuell gefährlichen Ort und setzen sich der sozialen Kontrolle der anderen Parkbesucher aus, indem sie ihren Paarstatus demonstrieren. Andreas könnte sich dort vermutlich gar nicht mehr zeigen, ohne nach Frank gefragt zu werden. Auch durch die Clique werden die Paarbeziehungen stabilisiert.

» ... ich find das auch ganz toll in dem Bekanntenkreis ... daß man da eigentlich viele gemeinsame Interessen haben, ohne daß da irgendwie Zwiegl ... Zwiespältigkeit reinkommt, zum Beispiel, daß einer auf den anderen, äh, von Freunden zum Beispiel. Für mich gehören die immer zusammen ... die Pärchen, die da bei unserem Bekanntenkreis dabei sind, Helmut und Wolfgang oder Heinz und Armin, die gehören einfach zusammen, das ist für mich eine Person und das find ich auch ganz wichtig ... »

Für den kulturell-kommunikativen Teil der schwulen Szene, z.B. für die Schwulengruppe in der nächsten größeren Stadt, interessiert sich Andreas nicht.

» ... ich hab auch gewußt, daß sich die regelmäßig treffen, die Gruppen. Und hätt ich bloß hinkommen brauchen, weil ich gewußt hab, daß die am Donnerstag abends, daß die ihr Clubtreffen haben ... eigentlich bin ich da nie scharf gewesen drauf, daß ich da hingegangen bin. Ich find es schon gut, daß die, daß es solche gibt – sagen wir mal so, so die Gruppen. Weil jeder Mensch doch irgendwie anders ist, mehr, einer braucht doch mehr irgendwie Beratung oder was, oder wenn er Probleme hat, dann ist er froh, wenn er zum Beispiel eine, so eine Telefonnummer hat, wo er da anrufen kann, und wo er fragen kann, oder oder reden kann mit jemand, wenn er sagt, er merkt, daß er schwul ist und so. Aber das ist einfach das, ich hab's von Anfang an alles ungefähr, hab's gefühlt, daß ich so bin und hab dann irgendwie meinen Weg gesucht und hab dann meinen ersten Freund gefunden. Und dann hab ich dann den kennengelernt und den kennengelernt, und da hat's das Ganze so ergeben, daß ich mal mit dem über meine Probleme geredet hab ... also in Gruppen zu gehen, in einer Gruppen öffentlich oder offen über das Thema zu sprechen, vielleicht war es das ein bißl, ein bißl eine Angst darüber. Da

sind zehn fremde Leute drinnen, die sind zwar alle schwul, und da wird dann ein Gespräch, ein offenes Gespräch über das Thema geführt dann. Da glaub, doch irgendwie eine Scheu da drüber ... »

Es ist nicht nur das Problem, sich vor einer Gruppe zu bekennen, sondern vor allem auch die Unsicherheit in den eher akademischen Gesprächsritualen. Diese Art von 'gebildeter Konversation' hat Andreas zuhause nicht gelernt. Sein Zugang konnte nur über den privaten Weg erfolgen, und sein Glück dabei war, daß die Klappe, auf der er Frank kennenlernte, nicht nur ein sexueller, sondern eben auch ein sozialer Ort sein kann. Er fühlt sich in seinen jetzigen Lebensstrukturen aufgehoben, ist auch froh, daß er nicht nach München gegangen ist, um dort in der Anonymität ganz neu anzufangen, wie er es einmal erwogen hatte. Wie tragfähig freilich sein jetziges Netz im Falle ernsthafter Krisen ist – gerade auch im Fall einer Trennung von Frank – muß sich erst noch zeigen. Im Moment gibt es für Andreas zu dieser Beziehung keine lebberen Alternativen.

HIV und die Entdeckung der schwulen Unterschicht

Andreas wurde 1993 im Rahmen eines Forschungsprojekts interviewt, bei dem es um die Auswirkungen von AIDS auf die sozialen Netzwerke schwuler Männer ging (Reisbeck et al. 1993). Ein Schwerpunkt der Untersuchung war der Vergleich schwulen Lebens auf dem Land und in der Großstadt. Kurze Zeit später alarmierte Michael Bochow (1993) mit dem Befund der größeren HIV-Vulnerabilität unterer sozialer Schichten die Fachwelt:

»Personen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen und Berufspositionen gehen zu einem höheren Anteil das Risiko einer HIV-Infektion durch orale Aufnahme von Sperma und gleichzeitig ungeschützten Analverkehr ein« (Bochow, 1993, S. 43).

Damit war ein internationaler Trend erstmals auch für Deutschland bestätigt worden. Die HIV- und AIDS-Prävention, die schwule Männer für schwule Männer in AIDS-Hilfen und anderen schwulen Institutionen so überaus erfolgreich betrieben hatten, schien an Grenzen ihrer Reichweite gestoßen zu sein: Jene Männer, die schwul leben bzw. sich schwul verhalten, aber nicht zur »Kerngruppe« (Bochow,

1989, S. 58 ff.), zur großstädtischen Mittelschicht-community gehören, sondern zur sogenannten Unterschicht. Als dieser Trend sich erhärtete (vgl. Bochow, 1994), beauftragte die Deutsche AIDS-Hilfe als Hauptagentin der Prävention die Schwule Forschungsgruppe München mit einer Expertise über Lebenssituation und Lebensentwürfe schwuler Männer aus der Unterschicht². Der daraus entstandene Bericht (vgl. Biechle, 1996) stützt sich auf den Interviewpool der oben genannten Netzwerkstudie. Wir wählten 22 Männer aus, die die Haupt- oder Sonderschule absolviert hatten bzw. in unqualifizierten Arbeitsverhältnissen standen. Die Interviews fanden zwischen 1993 und 1995 statt und dauerten zwischen einer und drei Stunden. Auf die Ergebnisse soll weiter unten nochmals eingegangen werden.

Schwule Forschung und der gewöhnliche Homosexuelle

Schwule Forschung in den achtziger und noch mehr in den neunziger Jahren heißt Forschung über AIDS – denn geforscht wird, wo Gelder fließen. Ohne diesen Umweg wäre die Unterschicht sehr wahrscheinlich auch kein Thema geworden. Bevor wir diesen Sachverhalt wissenschaftskritisch bewerten, ist es sinnvoll, sich an die Zeit zurückzuerinnern, als es noch kein AIDS gab, als Schwulenforschung gewissermaßen noch pur betrieben werden konnte. Nehmen wir das Jahr 1969. Damals schien es greifbar: Alle Menschen sollten sich emanzipieren können. Nach dem Aufstand von Schwulen, Lesben und Transen im New Yorker Szenelokal Stonewall im Juni 1969 ging ein Ruck der Befreiung durch die homosexuelle Welt in den westlichen Industriestaaten. Nicht mehr versteckt und verschämt, sondern offen und stolz konnte man (frau entsprechend) homosexuell leben. In Deutschland wollte der neue sozialdemokratische Kanzler Ende 1969 »mehr Demokratie wagen«. Zwar dachten er und seine Anhänger dabei nicht in erster Linie an Lesben und Schwule, sondern an das Proletariat bzw. die Arbeiterschaft. Den Angehörigen dieser unteren sozialen Schichten sollte unter dem Schlagwort Chancengleichheit mittels der Bildungsreform die Möglichkeit des Aufstiegs in die Mittelschichten geebnet werden. Indes schien ein Teil der Gesellschaft diesen sozialen Aufstieg bereits ohne alle Reformen vollzogen zu haben: Eben die homosexuellen Männer. Diese waren bis dahin vor allem der künstlerischen Avantgarde zugerechnet worden – daß

ihnen auch in gesellschaftspolitischer Hinsicht eine Vorreiterrolle zuzuschreiben war, überraschte. Als ein zentrales Ergebnis ihrer groß angelegten Fragebogenuntersuchung aus dem Jahre 1971 präsentierten Martin Dannecker und Reimut Reiche das von der fast unbegrenzten beruflichen Mobilität schwuler Männer:

»Wer es ohne größere und andauernde neurotische Schädigung schafft, ein Homosexueller zu werden, dem gelingt auch der Rest: der soziale Aufstieg, die Realisierung der speziellen Berufskarriere« (Dannecker & Reiche, 1974, S. 331-332).

Damit war »der gewöhnliche Homosexuelle« (so der Buchtitel dieses Klassikers) geboren. Dannecker und Reiche gelang es, die Schwulen vom Stigma der Geistesstörung oder zumindest der narzißtischen Fehlentwicklung zu befreien. Dieses Stigma war vor allem der Psychiatrie und der Psychoanalyse zu verdanken, die ihre Erkenntnisse aus der Arbeit mit tatsächlich gestörten Patienten auf die Allgemeinheit schwuler Männer übertragen hatten. Nun war der gewöhnliche Schwule also nicht mehr pathologisch, sondern vielmehr ungewöhnlich erfolgreich – was vor allem aus einem Phänomen abgeleitet wurde: Das Sample umfaßte lediglich 10% Arbeiter im Vergleich zu damals 53% in der männlichen Gesamtbevölkerung. Die überwiegende Mehrzahl der Männer, die dem Arbeitermilieu entstammten, hatten Angestelltenberufe ergriffen (ebd., S. 309 ff.). Die Autoren, einer materialistisch-psychoanalytischen Psychologie verpflichtet, leiteten daraus nicht etwa ab, daß im Arbeitermilieu besonders schlechte Lebensbedingungen für Schwule herrschten. Im Gegenteil produziere das Proletariat sexuell viel weniger verklemmte Charaktere als die Mittelschicht, das Maß sexueller Erfüllung sei hier also potentiell größer. Vielmehr gehöre es zur schwulen Sozialisation, zu einem erfolgreichen Coming-out, die Fähigkeit des Maskenwechsels zu erwerben. Damit seien Schwule eben nicht für das produzierende Gewerbe, sondern für die »Zirkulations- und Dienstleistungsfront« (ebd., S. 320 ff.) prädestiniert, für Berufe wie Verkäufer, Vertreter, Lehrer, Wissenschaftler, Ärzte, Krankenpfleger, Künstler usw. Diese Berufe dienten vor allem der unproduktiven Konsumtion und seien durch die »Herstellung eines schönen Scheins« (ebd., S. 321) gekennzeichnet, durch besonders dichte, aber immer einseitige und objekthafte Kontakte zu

anderen Menschen. Es lag nahe, diesen »schönen Schein« in einem innerem Zusammenhang mit dem schönen Schein zu sehen, den schwule Männer im Sexualwettbewerb brauchen – damals wie heute. In der schwulen Subkultur zählen im Gegensatz zur Gesamtgesellschaft nicht so sehr Herkunft, Geld und Bildung, sondern vor allem sexuelle Attraktivität. Durch diese Umwertung wurde eine Demokratisierung eigener Art in Gang gesetzt:

»In den Oberschichten verläuft diese Bewegung nach unten (hin zu ... Medien-, Kunst- und Bühnenschaffenden), in den Unterschichten dagegen nach oben (hin zu nicht-manuellen Tätigkeiten). Diese gegenläufigen Prozesse verweisen auf die enge Verbindung zwischen dem individuellen Bildungskapital und den Chancen einer Entfaltung freier Homosexualität. In den stark vom Schulabschluß und von Diplomen abhängigen 'Zwischenschichten', in denen Homosexualität am leichtesten akzeptiert und sozusagen 'schon gesichert' ist (zumindest bei der jüngeren Altersgruppe), ist der Rekurs auf ganz bestimmte Berufsoptionen weniger häufig als in den Ober- oder Unterschichten. Daraus entsteht ein Raum von Sozial- und Sexualkontakten, der Angehörige der Unterschichten aus dem Dienstleistungsbereich (insbesondere aus dem Freizeitsektor) mit den neuen, über ihre Schulbildung definierten Mittelschichten in Berührung bringt« (Pollak, 1990, S. 33).

Dieser Raum von Sozial- und Sexualkontakten hat sich als stilbildend erwiesen. Wer gay und gay community sagt, meint diese großstädtischen Strukturen kultureller, politischer, sozialer, sexueller und zunehmend ökonomischer Art. Auch mehr als zweieinhalb Jahrzehnte Schwulenforschung bestätigen dieses Bild. Demnach sind schwule Männer gut ausgebildet, beruflich integriert, zwanzig bis vierzig, vielleicht fünfzig Jahre alt. Sie entstammen der jeweils dominanten Kultur, leben in den Metropolen – ob dort geboren oder zugezogen – und definieren sich selbst als homosexuell (vgl. Cortese, 1989; Gagnon, 1989). Freilich treffen die meisten dieser Merkmale auch auf die meisten der beteiligten Forscher zu. Das heißt nichts anderes, als daß der Großteil bisheriger schwuler Forschung die Grenzen der community kaum verlassen hat. Das legt wiederum die Frage nahe, ob die schwulen Forscher in ihren Untersuchungen denn etwas anderes zutage fördern als lediglich Bilder ihrer eigenen Lebenswelt – was nichts anderes heißt, als daß die Schwulenforschung prinzipiell für den glei-

chen Ethnozentrismus anfällig ist, den sie unter dem Schlagwort Heterosexismus der mainstream-Psychologie zurecht vorwirft.

»Wir wissen nichts über die Situation von Männern, die Sex nur mit Männern haben und die Minderheiten oder der Arbeiterschicht angehören ... bis heute beschränkt sich die Forschung auf die Zentren, in denen weiße, gut ausgebildete Mittelschichtschwule leben. Jeder andere an jedem anderen Ort ist terra obscura« (Gagnon, 1989, S. 54; Übersetzung U. B.).

Die schwulen Forschungsprojekte, die versucht haben, auch etwas über die 'ungewöhnlichen' Schwulen in Erfahrung zu bringen, über diejenigen, die nicht an der gay community partizipieren und deren Berufsbiographie nicht in den großstädtischen Mittelschichten mündet, sind weltweit Mangelware. Das einzige Land, in dem die Zusammenhänge zwischen Schicht, Identität und Sexualität systematisch untersucht wurden, ist Australien (vgl. Connell et al., 1993; Dowsett et al., 1992a, 1992b). In den USA wurden vereinzelt ethnische Aspekte untersucht (vgl. Carballo-Diéguez & Dolezal, 1994). Die einzige deutsche Studie, die sich gezielt mit der Berufsbiographie schwuler Männer aus mittleren und unteren sozialen Schichten beschäftigte, war die qualitative Arbeit von Zillich (1988). Hier zeigt sich, daß der soziale Aufstieg in die »Zirkulationsfront« (bei Zillich heißt das »Kullissengewerbe«) nur einer von vier prototypischen Entwicklungswegen ist. Den gewöhnlichen Schwulen, der einen solcherart erfolgreichen Lebensstil pflegt und der die Subkultur, die community, selektiv zu nutzen versteht, nennt Zillich den »Gelassenen«. Die anderen Typen haben sehr wohl einen zum Teil hohen Preis für ihre Homosexualität zu bezahlen. Der »Unschlüssige« leidet nicht nur unter Identitäts-, sondern auch unter Arbeitsplatzunsicherheiten, der »Vorsichtige« ist zwar sozial gesichert, schottet sich aber aus Angst vor Diskriminierung von der community ab, verbleibt also sozusagen im Schrank. Der »Entschiedene« schließlich braucht die community als Lebensmittelpunkt, die eigenen Konflikte mit seinem Schwulsein löst er dadurch, daß er es quasi zu seinem Beruf macht. Wer hier übrigens die Typen D, A, C und B der Bremer Untersuchung über soziosexuelle Faktoren in der Epidemiologie von HIV und AIDS (vgl. Hutter & Koch, 1995) wiedererkennt, dürfte nicht ganz fehlgehen.

Diese Studie, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, rief sowohl in der allgemeinen als auch in der Fachöffentlichkeit erhebliche Erregung hervor (vgl. BVH, 1995). Diese Erregung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß hier zum ersten Mal seit der 'Befreiung' schwule Wissenschaftler oder vielmehr ihre naive und verkürzte Rezeption (vgl. Magnus, 1995) den Eindruck erweckten bzw. zuließen, daß eine bestimmte Form von Schwulsein, nämlich die unmittelbare Identifikation mit der großstädtischen community und ihren sexualkommunikativen Ritualen, krank machen könne. Neben der narzißtischen Kränkung, die die community dadurch erfuhr³, dürfte sich der Streit auf der impliziten Ebene auch darum gedreht haben, wer künftig die Definitionsmacht darüber hat, was ein 'gesunder', ein 'richtiger', also mithin ein 'normaler', 'gewöhnlicher' Homosexueller sein soll.

In und out

Das wichtigste Ereignis in einer homosexuellen Biographie ist das Coming-out. Der Begriff kommt aus den USA und wurde ursprünglich für junge Damen der Gesellschaft verwandt, wenn sie auf einem Debütantinnenball ihren Eintritt in die Gesellschaft feierten – Coming-out aus dem behüteten Schoß der Familie (vgl. Pankratz, 1997). Das Coming-out von Schwulen bedeutet das Verlassen des closet, des Schrank, des Lebens im Versteck also. Dieser Schritt *heraus* aus dem Schrank verläuft meistens direkt in die gay community *hinein*, in die Schwulengruppe, in die Bars und Discos (Orte herkömmlichen Vergnügens also), in die Saunen, Parks und Klappen (Orte unmittelbarer sexueller Begegnungen). Wäre nicht der Sprachgebrauch, könnte man also ebensogut auch von Coming-in sprechen. Diese Integration in die Subkultur ist eine wichtige Etappe auf dem Weg der Bildung einer homosexuellen Identität (vgl. Cass, 1979, 1990). Endlich kann der angehende Schwule erfahren, daß seine Andersartigkeit, die Abweichung von der heterosexuellen Norm, nicht alles ist, was ihn als Person ausmacht. In der community kann er Bestätigung finden, Bindungen eingehen. Freilich ist er auch hier bestimmten Normen ausgesetzt.

Wir können etwas über die Wirkung solcher mehr oder weniger subtiler Normen erfahren, wenn wir die community mit den Augen

unserer Interviewpartner betrachten. Es gibt nämlich etwas, das Andreas mit fast allen anderen Interviewpartnern teilt: Ein Gefühl der Fremdheit der etablierten community gegenüber. Bei ihm bezieht sich dieses Unbehagen auf die erlebten oder auch nur vermuteten akademischen Gesprächsrituale in Schwulengruppen, andere lehnen die Moden in der Szene als zu exzentrisch (was die Mittelschichtsprache als camp bezeichnet) und zu kostspielig ab. Viele irritiert das sublimale Wechselspiel von Geselligkeit und Erotik. Es scheint wichtig zu sein, daß Situationen eindeutig sind, daß man weiß, ob es um Sex geht oder nicht. An dieser Stelle schließt sich der Kreis zu Martin Danneckers »Fähigkeit zum Maskenwechsel« (1974, S. 320 ff.). Diese Fähigkeit ist offenbar nicht nur in der heterosexuellen Gesellschaft von Bedeutung, sondern ebenso in der homosexuellen Subkultur. Das Maskenspiel, das blitzschnelle und unmerkliche Umschalten zwischen Spiel und Ernst, zwischen geil und cool, hat viel zu tun mit individuellem Temperament – aber nicht allein. Hier spielen bildungsabhängige Kompetenzen wie Introspektion und Selbstreflexivität, der Umgang mit Sprache und das Know-how, wie man sich selber am besten in Szene setzt, durchaus eine wesentliche Rolle. Der persönliche Erfolg in der gay community ist also eine Schichtfrage nicht nur insofern, ob man sich teure Moden und einen entsprechenden Lebensstil leisten kann, sondern auch, ob man die Kommunikationsrituale der bürgerlichen Welt gelernt hat oder nicht. Für die meisten Interviewpartner dürften nicht zuletzt aus diesem Grund die rein sexuellen Kontaktstätten wie Klappen und Parks das einzige Segment der community sein, das sie nutzen – man kommt ohne Umschweife zur Sache, und wenn man ins Gespräch kommt und Freunde findet: umso besser. Auch das Leben insgesamt soll eindeutig sein – entweder hat das Soziale Vorrang oder das Sexuelle. Andreas hat sich einstweilen für den sozialen Teil der schwulen Rolle entschieden, d.h. er lebt brav in schwuler Familie und Clique. Promiskes Verhalten, wie er es aus seiner früheren Zeit kennt, kommt vor diesem Hintergrund nicht in Frage. Insofern ist das Ungewöhnliche an seiner Homosexualität vielleicht gerade, daß er sie, an heterosexuellen Maßstäben gemessen, so gewöhnlich lebt, das heterosexuelle Lebensmodell übernimmt. Es gibt auch Männer, die sich vollkommen für den sexuellen Teil der Rolle entschieden haben, zu dem nimmersatten Triebwesen, zu den Schlampen geworden sind, mithin das Stigma erfüllen, das die

heterosexuelle Welt (und auch die schwule Welt) für sie bereithält. Bei ihnen darf freilich niemand etwas davon wissen. Zu einem großen Teil dürfte es wiederum die Prägung durch das Herkunftsmilieu sein, die Sprachlosigkeit, eine gewisse gesellschaftliche Unbeholfenheit, die zu solchen schwarz-weiß-Entscheidungen zwingt. Diese Unbeholfenheit im eigenen Leben verweist auf die »abgrundtiefe Misere einer in der Unterschicht kaum akzeptierten Homosexualität« (Pollak, 1990, S. 43 ff). Wie Andreas müssen viele der Männer absolut mit ihrem Herkunftsmilieu brechen, um überhaupt schwul leben zu können. Der Hedonismus und kühle Zynismus der urbanen Szene stößt sie, die Anschluß und Wärme suchen, empfindlich ab. Diese Erfahrung der Fremdheit und Ablehnung verlangt nach Kompensation in privaten Freundeskreisen, auch in Beziehungsmustern, die unter Akademikern als symbiotisch gelten mögen. Insofern hat die bisherige Schwulenpolitik, die – im Einklang mit der strukturellen HIV-Prävention – mit beachtlichen Erfolgen die Stärkung der bereits bestehenden communities bewirkt hat, auch ihre Schattenseiten. Für die, die sich nicht dazugehörig fühlen, weil ihnen zum Beispiel bestimmte Techniken des Maskenwechsels ermangeln, kann sich dadurch die Fremdheit durchaus vergrößern (vgl. Connell et al., 1993). Gefragt sind nach wie vor die ganz gewöhnlichen Besucher in den Klappen und Parks, die sich nicht nur für Geschlechtsorgane, sondern auch für Augen und Seelen interessieren.

Anmerkungen

- (1) Namen und andere Details, die zu einer Identifikation führen könnten, wurden geändert. Wer Andreas zu kennen glaubt, irrt sich also höchstwahrscheinlich.
- (2) Obwohl der Begriff 'Unterschicht' umgangssprachlich und populärwissenschaftlich durchaus gebräuchlich ist, hat er soziologisch gesehen praktisch ausgedient. Dabei geht es erst in zweiter Linie um Fragen der political correctness, wenn trotz aller Objektivierungen der abwertende Gehalt des Wortes einfach bestehen bleibt. Primär geht es darum, daß so-

nannte harte Kriterien wie Einkommen, Beruf und Schulbildung die soziale Wirklichkeit zeitgenössischer Lebensprozesse mit all ihren Interdependenzen nur unzureichend abbilden. Neuere, dynamischere Konzepte sozialer Ungleichheit rekurrieren zunehmend auf eher weiche Kriterien wie soziale Sicherheit, politische Partizipation, Wohnumweltbedingungen und psychosoziale Ressourcen. Unterschicht im Sinne unserer Untersuchung ist also als Idealkategorie zu verstehen. Es ging darum, für den Sachverhalt, nicht richtig zur gay community dazu zu gehören, und zwar, weil einem kulturelles und materielles Kapital fehlt, eine griffige Bezeichnung zu finden. Wir haben uns nach langen Diskussionen auf das Wort Unterschicht geeinigt, weil es kein besseres für den Sachverhalt gab. Wenn bestimmte Formulierungen und Zitate dennoch paternalistisch klingen, ist das ein Zeugnis wissenschaftlicher Sozialisation. Auch sich emanzipierende Schwulenforscher haben gelernt, auf ihre Forschungsobjekte mit dem selbstgewissen Blick des Experten (herab) zu blicken.

- (3) In der Debatte waren unter anderem auch Argumente zu hören, die auf eine provinzielle Wirklichkeitsfremdheit des Bremer Forschungsteams anspielten und vice versa auf eine hochmütige hauptstädtische Voreingenommenheit der vor allem von Michael Bochow geführten Gegenoffensive.

Literatur

- Biechele, U. (1996). Schwule Männer aus der Unterschicht. Sexuelle Identität und HIV-Prävention. AIDS-Forum DAH, Bd. XXV. Berlin.
- Bochow, M. (1989). AIDS und Schwule. Individuelle Strategien und kollektive Bewältigung. AIDS-Forum DAH, Bd. IV. Berlin.
- Ders. (1993). Die Reaktionen homosexueller Männer auf AIDS in Ost- und Westdeutschland. AIDS-Forum DAH, Bd. X. Berlin.
- Ders. (1994). Schwuler Sex und die Bedrohung durch AIDS – Reaktionen homosexueller Männer in Ost- und Westdeutschland. AIDS-Forum DAH, Bd. XVI. Berlin.
- BVH (Bundesverband Homosexualität). (1995). Stigma-Management und schwules Selbstbewußtsein. Materialien und Anmerkungen zu der Studie Soziosexuelle Faktoren in der Epidemiologie von AIDS von Jörg Hutter und Volker Koch. Berlin.
- Carballo-Diéguez, A. & Dolezal C. (1994). Contrasting Types of Puerto Rican Men Who Have Sex with Men (MSM). Journal of Psychology & Human Sexuality, 6 (4), S. 41-67.
- Cass, V. C. (1979). Homosexual Identity Formation. A Theoretical Model. Journal of Homosexuality, 4, S. 219-235.
- Ders. (1990). The Implications of Homosexual Identity Formation for the Kinsey Model and Scale of Sexual Preference. In: D. P. McWhirter, S. A. San-

- ders & J. M. Reinisch (Hrsg.), *Homosexuality/Heterosexuality. Concepts of Sexual Orientation. The Kinsey Institute Series, Bd. 2.* New York.
- Connell, R. W., Davis, M. D. & Dowssett, G. W. (1993). *A Bastard of Life: Homosexual Desire and Practice among Men in Working-class Milieu.* Australian and New Zealand Journal of Sociology, 15 (3), S. 112-135.
- Cortese, A. (1989). *Subcultural Differences in Human Sexuality: Race, Ethnicity, and Social Class.* In: K. McKinney & S. Sprecher (Hrsg.), *Human Sexuality. The Social and Interpersonal Context* (S. 63-90). Norwood NJ.
- Dannecker, M. & Reiche, R. (1974). *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik Deutschland.* Frankfurt am Main.
- Dowssett, G. W., Davis, M. D. & Connell, R. W. (1992a). *Working Class Homosexuality and HIV/AIDS Prevention: Some Recent Research from Sydney, Australia.* Psychology and Health, 6, S. 313-324.
- Dies. (1992b). *Gay Lifestyles of the Not-so-Rich and Quite Unfamous.* In: R. Aldrich & G. Wotherspoon (Hrsg.), *Gay Perspectives. Essays in Australian Gay Culture* (S. 147-163). Sydney.
- Gagnon, J. H. (1989). *Disease and Desire.* Daedalus, 118 (3), S. 47-77.
- Hutter, J. & Koch, V. (1995). *Soziosexuelle Faktoren in der Epidemiologie von HIV und AIDS. Eine vergleichende Untersuchung infizierter und nichtinfizierter homosexueller Männer.* Universität Bremen.
- Magnus (1995). *Es gibt fünf Typen von Homosexuellen: Drei kriegen AIDS, die anderen nicht!* Magnus, Oktober-Ausgabe, S. 12-17.
- Pankratz, H. (1997). *Was heißt denn hier Coming-out?! Über die Be- und Abnutzungserscheinungen eines einstmals politischen Begriffs.* In: M. C. Steffens & M. Reipen (Hrsg.), *Versteckt und mittendrin. Zur (Selbst-) Darstellung und Wahrnehmung von Lesben und Schwulen in der Öffentlichkeit.* (S. 18-37) München.
- Pollak, M. (1990). *Homosexuelle Lebenswelten im Zeichen von AIDS. Soziologie der Epidemie in Frankreich.* Berlin.
- Reisbeck, G., Edinger, M., Junker, M., Keupp, H. & Knoll, C. (1993). *Soziale Netzwerke schwuler Männer im Zeichen von AIDS.* In: C. Lange (Hrsg.), *AIDS – eine Forschungsbilanz. Ergebnisse sozialwissenschaftlicher AIDS-Forschung.* Berlin.
- Sperr, M. (1971). *Jagd auf Außenseiter. Jagdszenen aus Niederbayern.* München.
- Zillich, N. (1988). *Homosexuelle Männer im Arbeitsleben.* Frankfurt am Main und New York.